

Stein auf Stein

Steht mit Julian Assange die Pressefreiheit vor Gericht?

Als sich Julian Assange am 19. Juni 2012 in die Botschaft der Republik Ecuador in London flüchtete, war er nicht nur verurteilt, um unerkannt zu bleiben und der britischen Polizei nicht aufzufallen. Er hatte einen Stein im Schuh. So veränderte er seinen Gang. Einen Humpeln hatten die Beschatter nicht auf dem Fahndungszettel. Knapp sieben Jahre später war es leichter für sie, Assange, inzwischen mit weißem Methusalem-Bart, wurde aus dem Gebäude gezerrt, nachdem er sein Asyl in der Botschaft verloren hatte. Weil er gegen Kautionsauflagen verstößt hat, droht ihm in England nun ein Jahr Haft und – die Auslieferung an die Vereinigten Staaten, die ihm vorwerfen, der früheren Soldatin Chelsea Manning dabei geholfen zu haben, geheime Militärdokumente zu veröffentlichen. Die Todesstrafe droht ihm bei der Anklage wegen „Verschwörung“ nicht, sondern maximal fünf Jahre Haft. Der Protest gegen Assanges Verhalten fällt vergleichsweise leise aus, und das hat seinen Grund.

Bis vor drei Jahren war Julian Assange für viele noch der unumstrittene Held der Pressefreiheit, nicht nur ein Whistleblower, sondern ein Kämpfer für die Wahrheit, die Regime aller Art unter der Decke halten wollten. Und die ersten Veröffentlichungen von Wikileaks schienen auch dann, die unter dem Begriff „Citizen“ mit Geheiminformationen zum Gefangenlager in Guantanamo und Schiefjungen, im Sommer vor drei Jahren, die Hinweise darauf, dass der amerikanische Geheimdienst Feind und Freund abhört, inklusive der Bundesregierung und Kanzlerin Angela Merkel.

Doch zu diesem Zeitpunkt hatten sich zahlreiche seine Verbündeten von Assange längst abgewandt, bei Wikileaks selbst und unter den Presse-Partnern, die an den Veröffentlichungen der Dokumente teilhatten. Denn schon als es um Afghanistan ging, zeigte sich, dass Assange ohne journalistische Sorgfalt und ohne Rücksicht auf Verluste geheime und vertrauliche Dokumente unter die Leute brachte, politisch Bedeutsames ebenso wie privat Banales und Informationen, die Menschen in Lebensgefahr bringen konnten. Assange jedoch focht das nicht an. Er nahm stets vermeintlich höhere moralische Ziele für sich in Anspruch und ließ sich auch von engsten Freunden nicht beirren, die hernach berichteten, dass Assange Wikileaks, das mit dem Versprechen eines sicheren Hafens für Whistleblower aus aller Welt angetreten war, wie eine Sekte führte.

Dass es ihm weniger um die Wahrheit, Freiheit und Demokratie denn um dauerhafte gegen die Vereinigten Staaten und vor allem um sich selbst ging, musste Sympathisanten spätestens im amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf 2016 plausibel erscheinen. Denn da nahm Assange mit einer mutwillig aus russischen Quellen gespielten Dokumenten über die Demokratische Partei an der früheren Außenministerin und Präsidentschaftskandidatin Hillary Clinton Rache. Seither hat er im Lager von Donald Trump Freunde. Und das wird Assange nutzen. Die jetzige amerikanische Regierung, die die Anklagevorbereitung gegen ihn zwar weitergetrieben, aber auf seinem üblichen Kriegspfad ist, Donald Trump ganz und gar nicht. Entsetzt über Assanges Verhaftung gibt sich derweil der Krell.

So findet sich Assange als vermeintlich verfolgte Unschuld mit Trump und Putin in feinsten Gesellschaft. Assange ist nicht der „digitale Dissident“, als welcher er vor Jahren in einer WDR-Dokumentation vorgestellt wurde. Er ist kein Daniel Ellsberg („Pentagon Papers“ zum Vietnam-Krieg); er ist kein Mark Felt („Deep Throat“ in der Watergate-Affäre); sein Edward Snowden (der sich allerdings auch in die Arme eines Diktators geflüchtet hat) und auch kein Journalist wie Glenn Greenwald, der Wikileaks mit dem Enthüllungsportal „The Intercept“ den Rang abgelaufen hat.

Julian Assange hat immer nur für sich gespielt und wählte sich auf Augenhöhe mit den Mächtigen der Welt, denen er es zeigen wollte. Die Dokumente, die ihm zugespielt wurden, betrachtete er nicht als Vehikel der Wahrheitssuche, sondern als Instrument der politischen und persönlicher Machtausübung. Dass er zuletzt, kurz vor seiner Festnahme, angeblich kompromittierendes Material über den ecuadorianischen Präsidenten Lenin Moreno veröffentlichte, passt ins Bild. Selbst wenn diese Dokumente skandalträchtig waren, was durchaus der Fall sein kann – durch sein Verhalten hat Assange im Laufe der Jahre sämtliches Material kompromittiert, das er herausgibt. Ohne ihn ist Wikileaks besser dran und könnte vielleicht endlich werden, was es schon immer sein wollte. In dem man Assanges Asyl in der Botschaft beibehalten, einen Stein im Schuh beseitigt“, sagte Moreno. Ob er dabei den Schulh-Trock der Wikileaks-Gründer im Sinn hatte? MICHAEL HANFELD

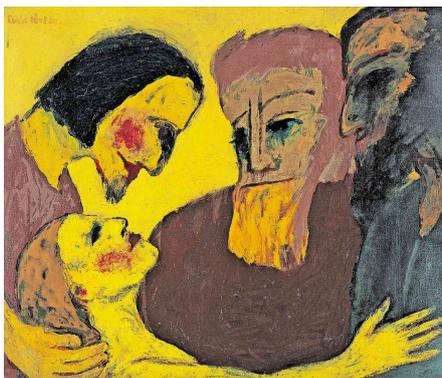


Nordische Heldenwelt, mit Expressionisten-Augen gesehen: Nolde „Herrin und Fremdling“ von 1938

Fotos Nolde Stiftung Seebüll

Seine Kunst ließ sich nicht gleichschalten

Eine Berliner Ausstellung zeigt den Maler Emil Nolde als überzeugten Nazi und Antisemiten. Das Urteil, das sie fällt, ist endgültig, aber die Bilder kann sie dennoch nicht in Haft nehmen.



Gnade für Maria Magdalena: „Die Sünderin“ von 1926

was ihre Dokumente belegen, greift sie in Leere. Nolde war ein Rassist, der von einer „reinlichen Scheidung“ zwischen Juden und Germanen träumte und noch kurz vor Kriegsende gegen „Dolschewismus, Judentum u. Plutokratismus“ hetzte, aber seine Kunst ist weder reinlich noch eindeutig. Sie macht Jesus nicht

zum Arier und Eva nicht zur Heldenmutter. Sie folgt nicht der Ideologie ihres Schöpfers, sondern seinem Blick.

Die Ausstellungsmacher, die Kunsthistoriker Aya Soika und Bernhard Fulda, haben jahrelang im Archiv der Nolde-Stiftung in Seebüll geforscht, und ihre Arbeit wird durch den Stiftungsdirektor Christian Ring, der in Berlin als Ko-Kurator auftritt, zusätzlich begleitet. Dennoch hat die Ausstellung nichts Grundlegendes Neues über Nolde mitzuteilen. Dem Bild des Künstlers, das die Nolde-Werkstatt in Frankfurt vor fünf Jahren, bei deren Katalog Soika und Fulda mitwirkten, zeigte, gibt sie allenfalls einzelne Striche hinzu. Immerhin ist es interessant zu erfahren, dass sich die Nolde 1942 vier Wochen lang in Wien aufhielten, um beim Reichsstatthalter Baldur von Schirach die Aufhebung des im Vorjahr verhängten Berufsverbots zu erwirken. Das Treffen kam nicht zustande, das Verbot blieb bestehen, aber Nolde, dem nur die öffentliche Ausübung seiner Kunst untersagt worden war, malte trotzdem weiter, von Freunden und Förderern unterstützt. 1940 hatte er mit achtzigtausend Reichsmark eins der höchsten Künstlerlöhne in Deutschland deklariert, und selbst nach dem Banndruck der Reichskunstammer sanken seine Einkünfte nicht auf null. Nach Kriegsende, schon vor seiner Entnazifizierung 1946, war er bald wieder Großverdiener. Aber auch das ist keine echte Neugier.

Gert Loschütz

Dreizehnter Für H. C. B.

Junges Volk will wieder prähen Gärten werden wieder bunt Nüsse wachsen in den Schalen Renner führen ihren Hund Mädchen tragen Nasenringe Kinder stecken kleine Dinge in die Ohren, in den Mund and wiederum die malen fingerfarbig feine Dinos Flink von Vaters Laptop ab April, April, wie ist die Lage? Gut ist sie und nicht zu knapp Filme laufen weiter in den Kinos Trainer bringen uns auf Trab weiter geht es, keine Frage Mut, nur Mut an diesem Tage Schiffe fahren die Spree hinab

Stattdessen hat die Politik ein dickes Ausruferzeichen neben die Ausstellung gesetzt. Vor zwei Wochen wurde bekannt, dass das Bundeskanzleramt zwei von den Staatlichen Museen entlehnte Nolde-Gemälde, die es seinerseits als Leihgaben in den Hamburger Bahnhof geschickt hat, nach dem Ende der Schau nicht zurückhaben will (F.A.Z. vom 5. April). Seit dem Amtsantritt Angela Merckels hatte der „Brecher“ von 1936 über ihrem Schreibtisch gehangen; gern ließ sie sich, wie 2013 im Gespräch mit dem amerikanischen Außenminister Kerry, mit dem Bild fotografieren. Nolde „Blumengarten“ hing an der Wand gegenüber. Jetzt aber, so scheint es, ist seine Kunst politisch derart kontaminiert, dass sogar Meeres- und Gartenszenen nicht mehr zur staatlichen Repräsentation taugen.

Warum erst jetzt? Vielleicht, weil es nach der Berliner Ausstellung tatsächlich kein Zurück mehr gibt zum Nolde der Nachkriegszeit. Das Urteil, das sie spricht, ist von einer Endgültigkeit, die jede Widerrede ausschließt, und der dreihundert Seiten lang Quellenband, der neben dem Ausstellungskatalog erschienen ist, liefert dazu das nötige Material. Aber in der akribischen Gründlichkeit, mit der sich die Kuratoren in den Fall Nolde hineingewühlt haben, liegt eben auch eine Beschränkung. Man hätte gern mehr über das Schicksal der Expressionisten im Nationalsozialismus erfahren, über ihre Anpassungs- und Distanzierungsgeboten und über jenen Kulturkampf innerhalb der braunen Nomenklatur, der erst 1937 mit der Ausstellung „Entartete Kunst“ zugunsten des Arierrechts entschieden war. Doch in diesem Punkt folgt die Ausstellung der Selbststilierung Nolde, indem sie ihn, dem antisemitischen Kämpfer macht, der er nicht war.

Im zweiten Ausstellungsteil, der um das Atelier des Malers in Seebüll kreist, machen die Kuratoren noch einmal den Versuch, Ästhetik und Politik bei Nolde zur Deckung zu bringen. In den dreißiger Jahren begeisterte sich der Künstler, inzwischen Mitglied der dänischen Nazi-Partei, für die Heldengedichte des isländischen Skalden Snorri Sturluson und bald entstand eine ganze Reihe von Bildern mit Gestalten dieser nordischen Sagenwelt. Nur dass die knorrigen Wikinger, die Nolde in Öl oder Aquarellfarben zeigt, von Hitlers Künstdale so weit entfernt sind, den Führer selbst zu überzeugen, hatte er schon vorher begraben müssen. Als Hitler Nolde Aquarelle in Goebbels Dienstwohnung sah, bekam er einen Wutanfall. Die „Reifen Sonnenblumen“ wanderten in die Ausstellung „Entartete Kunst“ und von dort nach Amerika.

In Siegfried Lenz' Roman „Deutschstunde“, der ganze Generationen von Nolde-Verherrlichern hervorgebracht hat, war von all dem keine Rede. Aber inzwischen ist das Buch ebenso Geschichte wie der Kult um den Maler. Es ist das Recht der Literatur, Märchen zu erzählen. So wie es das Recht der Historiker ist, sie zu widerlegen. ANDREAS KILB

Emil Nolde. Eine deutsche Legende. Der Künstler im Nationalsozialismus. Hamburger Bahnhof Berlin, bis 15. September. Katalog und Quellenband kosten je 39 Euro.

Mit Kraft

Norbert Lammert muss das Herz aufgehen, wenn Ludwig van Beethovens Fantasie für Klavier, Chor und Orchester op. 80 erklingt. Das selten beschriebene Stück aus dem Jahr 1808 besingt jene Kraft, die den Sozialwissenschaftler und Kulturpolitiker ins Amt des Bundespräsidenten gehoben hat und in noch höhere Sphären hätte tragen können, wenn er sich gegenüber den Bitten der Parteiführer nicht taub gestellt hätte: die Macht der Idee, die mit vollkommener Prägnanz in einem Wortes. Beethovens Textdichter Christoph Kuffner, der es im österreichischen Staatsdienst vom Hofkriegsrats-Konzeptpraktikanten zum Konzipisten des Geheimen Staats- und Konferenzrates brach, verarbeitete in der dritten der sechs Strophen eigene Aspirationen: „Wenn der Töne Zauber weht / und des Wortes Weihe spricht, / muss sich Herrliches gestalten, / Nacht und Stürme werden Licht.“ Herrliches verspricht sich die Philharmonie Essen von Lammert, bei dem sie einen neuen Text für das Beethoven-Jahr 2020 bestellt hat. Das Werk handelt von seiner eigenen Wirkung, von der erhebenden Stimmung, die der gemeinschaftliche Kunstgenuss hervorruft. Der Komponist sah Kuffners erst knapp vor der Uraufführung geliefertes Konzept nüchtern, als Gebrauchsgegenstand, der sich verbessern oder sogar komplett austauschen lässt. Mit presserischer Unverblümltheit legte Beethoven seinem Leipziger Verleger Härtel brieflich nahe, „vielleicht einen anderen Text“ zu „unterlegen“. Von dieser Lizenz machte Johannes R. Becher Gebrauch, als er 1951 eine neue Fassung für die Weltfestspiele der Jugend in Ost-Berlin dichtete. Kuffners Versmaß war ihm vertraut: vierhebige Trochäen mit abwechselnd weiblicher und männlicher Kadenz wie in der österreichischen Kaiserhymne, deren Schema Becher in seiner Hymne für die DDR übernommen hatte. Seine Neufassung der Chorfantasie bewahrt nicht nur Kuffners Duktus, sondern auch einzelne Wendungen. Becher tilgte Wortverdrehungen, das Blüten in der ersten und fünften, das Licht in der dritten und vierten Strophe, die sein lyrisches Gewissen irritiert haben dürften. Wird Lammert ebenso puristisch vorgehen? In seinem Text, der politischen Rede, schließen Büdigkeit und Redundanz sich nicht aus. Das merkwürdige Personifikation des Wortes „Weihe“ spricht“, wird Lammert vielleicht nicht unbehoben vorkommen. In seiner Erfahrung hat das Amtliche, die durch Status legitimierte Feierlichkeit, eine eigene Eloquenz. Bechers Version ist alles andere als revolutionär: eine Nachschöpfung, die klassischen Geist atmet. Statt „Wenn sich Lieb und Kraft vermählen, / lohnt dem Menschen Göttergung“ sang der Chor der Freien Deutschen Jugend „Wenn sich Geist und Kraft vereinen, / winkt uns ewigen Friedens Grund“. Die Säkularisierung des kunstreligiösen Tonfalls bleibt noch zu leisten, Lammert dürfte nicht an die Stelle des NSDAP-Funktionärs Baldur von Schirach, das Reichstaxikon bietet Haft, Saft, Schaf und Tafel, Gesellschaft lässt das Versmaß nicht zu, wohl aber Bürgerschaft. pha.

Familienangelegenheiten

Studie über Raubkunst im Besitz Baldur von Schirachs

Der Schriftsteller Ferdinand von Schirach hat Nachfahren früherer NS-Funktionäre auferlegen, Raubkunst in ihrem Besitz aufzulösen. Es sei Zeit, dass auch dieses dunkle Kapitel der deutschen Geschichte aufgearbeitet werde, sagte Schirach am Freitag zu einer Untersuchung über die Besitzungen seines Großvaters, des NSDAP-Funktionärs Baldur von Schirach, und seiner Großmutter Henriette am Raub von Kunst in jüdischem Besitz. Der Autor hatte die Studie beim Deutschen Zentrum Kulturverluste in Magdeburg in Auftrag gegeben und selbst finanziert. Demnach hat seine Großmutter Henriette fast alle Kunstobjekte und Möbel, die der Familie von den Alliierten entzogen worden waren, durch Rückgabe oder Kauf zurückbekommen. „Dieses Ergebnis der Untersuchung ist niederschmetternd“, sagte von Schirach. Seine Großmutter habe damit ein zweites Mal Schuld auf sich geladen. Er selbst, aber auch die anderen Mitglieder seiner Familie hätten von den Kunstobjekten nichts erhalten. Baldur von Schirach (1907 bis 1974) war Reichsjugendführer und von 1940 bis 1945 Gauleiter und Reichsstatthalter in Wien und damit an entscheidender Stelle an der Deportation der Juden beteiligt. Der Schirach-Besitz war nach Kriegsende zum „Central Collection Point“ in München gebracht und erfasst worden. Dort reklamierte ihn Henriette von Schirach wieder für sich und erhielt den größten Teil zurück. dpa